



**Inhalt:** Die letzten Augenblicke der Festung Szigeth. Illustration von Ferenz Weber, Text von Th. Raeder. — Die Uhren. Eine Plauderei von P. J. von Pröpper. — Gallerie schöner Frauen. I. Von Fr. von Hohenhausen, mit Illustration von Grot' Johann. — Schlecht Wetter. Illustration von A. Köstel, Text von Johannes Trojan. — Magdalena. Illustration von Ludwig Passini, Text von Heigel. — Der letzte Traum. Schwester-Phantasie von Billamaria. — Gedichte von George Baron Dyherrn. — Lied ohne Worte. Von Karl Edert. — Die Mode. Von Veronika von G., mit Vignette von J. Kleinmichel. — Wirthschaftsplaudereien (mit Abbildungen). — Buchstaben-Räthsel. — Räthsel. — Auflösungen der Schach-Aufgabe und des Buchstaben-Räthfels Seite 384. — Correspondenz.

**Die letzten Augenblicke der Festung Szigeth.**

(Zur Illustration von Ferenz Weber.)

Der Name Szigeth ist in der Geschichte unsterblich geworden durch den Opfertod des Grafen Niclas Zrinyi im Jahre 1566, als die zahllosen Schaaren des Sultans Soliman des Ersten vom Osten her einströmten gegen den Leib des deutschen Reiches, und der gefürchtete Feind der neuuropäischen Cultur, von einer neuen Weltherrschaft des Islams träumend, nachdem der erste Versuch einer solchen im spani-

schen Westen bereits zu Grunde gegangen war, vor der kleinen Heldenschaar dieses deutschtreuen Ungarn zurückweichen mußte. Helden, jene muthigen, kampfschlossenen Helden, die den süßen Tod für das Vaterland, für Haus und Herd, für Weib und Kind fremder Schmach vorziehen, in ihrem heiligen Blute der Nachwelt einen unerlöschlichen Segen hinterlassen, sind von jeher die liebsten Vorwürfe aller Poeten und Künstler gewesen, während diese idealen Kunstschöpfungen andererseits ihre beste Würdigung wieder in den Seelen kühner und tapferer Helden fanden. So führte Alexander die poetischen Verherrlichungen der griechischen Siege vor Troja stets bei sich, und hätte Corneille zur Zeit Napoleon's gelebt, der

große Corse hätte diesem Panegyriker des echten Heldenthums, wie er selbst gestand, das höchste Interesse zugewendet. Ein Sänger und ein Held zugleich ist es denn auch, der dem Namen Zrinyi ideale Unsterblichkeit verlieh, indem er den Großthaten des Kämpfers für vaterländische Freiheit poetische, flammende Worte verlieh. Fast ist es überflüssig, Theodor Körner, den Dichter des so populär gewordenen Trauerspiels zu nennen. Als diese Dichtung im Jahre 1812 zuerst von der Hauptbühne Wiens herab die Deutschen in Begeisterung versetzte, waren die Verhältnisse des deutschen Reiches noch schlimmer, als zur Zeit des gefürchteten Soliman. Der Tyrann war nur nicht aus dem Osten, sondern aus dem



Die letzten Augenblicke der Festung Szigeth.  
Nach dem Gemälde von Ferenz Weber.

Westen hervorgebrochen. Das Heldenbild aber, mit welchem der Dichter seine Landsleute ermutigte, die Gemüther erhab, war kraft der ihm innewohnenden Begeisterung, kraft des hinreißenden Schwunges, mit welchem er die Energie des Widerstandes anstachelte, selbst eine That.

Mit enormem Pompe war in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts der Türkenkaiser gegen Ungarn-Deutschland ausgezogen, um Wien, den Hauptstich des deutschen Reiches, zu bekriegen. Zwei Dritttheile des schönen Pustenlandes waren ihm bereits verfallen, die Edelsten der ungarischen Nation in der blutigen Schlacht bei Mohács verblutet, der Jagellonenkönig auf der Flucht, und bei Peterwardein setzte er bereits über die blauen Wellen der Donau, um auf Raab und Komorn loszudringen, da erlitt der bisher Unbesiegte die erste Niederlage bei Szigeth durch Krini's Hauptleute in stürmischer Nacht. Alle Ahnen dieses seinem König und Vaterlande treu ergebenen Grafen hatten bereits hohen Kriegsrühm erworben, und die Ehre des Hauses galt ihm das Höchste. An der Spitze seiner kroatischen und slavonischen Reiter wurde er ebenso der Schrecken der Osmanen, wie er von jeher und schon im Rathe des deutschen Kaisers der ruheloseste Gegner derselben gewesen war. Da mußte er, gezwungen durch die von allen Seiten anstürmende Macht des wüthenden Soliman, sich in die Feste Szigeth werfen, und hier erlebte nun die Welt das wunderbare Schauspiel, wie hunderttausend Moslim einen verzweifeltsten Kampf gegen zweitausend fünfhundert Mann, die Untergebenen des edlen Krini, eröffneten. Bollwerk auf Bollwerk fiel, alle Vorwerke stürzten zusammen, und hinter den mit unsagbarer Heldenkraft verteidigten Trümmern fand sich schließlich nur ein durch Waffemangel und Feuerzorn verlorenes Häuflein von fünfhundert Mann vor.

„Ständ' dieses Szigeth nicht wie Felsen fest,  
Und fester noch die Treue seiner Mannen,  
Längst jauchzten wir auf Wiens erfürtemt Wall,  
Und Deutschland läg' vor unserm Gott im Staube!“

läßt Körner die Osmanen ausrufen, und es mag der Wirklichkeit entsprochen haben. Um der schmachtvollen Gefangenschaft zu entgehen, beschloß Krini den vollständigen Untergang der Burg. Er kleidete sich festlich in Seide, das sammetne Varetz auf dem Haupte und das Helden Schwert seines Vaters in der starken Hand, so drang er an der Spitze seiner todesmuthigen Schaar durch das geöffnete Thor der Burg auf die zahllosen Feinde, während plötzlich der Pulverturm Feuer fing, ein entsetzlicher Knall die Luft durchdronte, und alle Kämpfenden vom Tode getroffen dahinsanken. Die Sage hat sich dieses Momentes bemächtigt und mit ihr die Poesie. Krini's Weib, heißt es, warf den Feuerstrahl in den Pulverturm, als die Janitscharen einzudringen begannen und diese Version hat an dem Ungarn Ferenz Weber, dem Maler des nebenanstehenden (auf der Wiener Weltausstellung mit höchstem Lobe hervorgehobenen) Bildes gewiß eine entzückend in die Augen fallende Verherrlichung gefunden. Der deutsche Körner hat diesem Heldenweib nicht minder einen Nimbus verliehen, der es zu den poetischsten Gestalten der Dichtermufe zählen läßt. Seine Eva, Gräfin von Krini ist das Ideal der todesmuthigen Gattentreue; in ihr lebt jene Hoheit, jene Majestät des Weibes, am Herde mild, im Felde zum Siege oder Tod entflammend, durch welche die Frauen noch nicht entnerdeter Völker die feile Welt in Stauern setzen. Ferenz Weber konnte diesem Weibe aus leicht begreiflichen Gründen den edlen national-magyarischen Ausdruck auf seinem Bilde verleihen, in dem poetischen Ausdruck der weiblichen Heldenseele steht der deutsche Dichter nicht hinter dem ungarischen Künstler zurück; denn er legt ihr die schönen Worte in den Mund:

„Wohl manche Freuden süßt des Mannes Weib,  
Der ruhig in der wohlverordneten Stütze  
Der stillen Tage gleiche Ketten wirft.....  
Doch anders ist es in des Weibes Brust,  
Die ihrer Liebe harte Ehebrante  
Um eine kühne Heldeneide weht.  
Den Augenblick, den günstigen, muß sie fassen,  
Muß ihn festhalten, wie ihr letztes Gut:  
Es schwebt ihr Leben zwischen Glück und Jammer  
Und Höhenangst und Himmelseligkeit,  
Wenn sich der Held für seines Landes Freiheit  
Verwegen aus dem Arm der Liebe reißt.  
Die kühne Brust dem Mordstahl anzubieten,  
Da muß sie Gott und seiner Kraft vertrauen  
Und seine Ehre lieben als sein Leben.“

R.

### Die Uhren.

Eine Plauderei von P. J. von Pröpper.

Ich war vor einiger Zeit bei meinem Banquier Herrn S. in größerer Gesellschaft, die sich bald um die Spieltische reichte; nur ein kleiner Theil, worunter auch einige Damen, hatte die Conversation vorgezogen und sich in einem von Epheu überrankten Cabinette, das einige von Cauer's reizenden Statuetten schmückten, ganz gemütlich etablirt, aber doch wollte es weder mit der Conversation noch mit hernach vorgenommenen Jeux d'esprit recht gehen, und als einmal eine allgemeine Stille eintrat, und einer der Herren, Hofrath H., nach der Uhr sah, rief die lebhafteste Tochter vom Hause: „aber, Herr Hofrath, wie kann man in einer Gesellschaft, die sich ohnehin tant soit peu zu langweilen beginnt, auch noch die Uhr herausziehen! — Zur Uebe sollen Sie nun gleich etwas Interessantes oder Witziges über Uhren sagen, sonst confisciren wir die Uhrzeiger zu einem milden Zwecke, weil Sie so übeln Gebrauch davon machen.“ — „O charmant!“ — rief Frau von L., die Gemalin eines preußischen Legationsrathes, „das gibt uns ein neues Gesellschaftsspiel; nicht allein der Herr Hofrath, sondern Jedes von uns sollte Etwas sagen, das sich auf Uhren bezieht; dann wird uns die Zeit gewiß recht schnell vergehen.“ — Der Vorschlag schien genehmigt, nur stellte der Hofrath die Bedingung, daß er der Letzte sein dürfe, der Etwas vörbringe, worauf Fräulein S. erwiderte: „Einer der Letzten allenfalls, obgleich Sie eigentlich der Erste sein müßten; das letzte Wort behalte ich mir vor und werde nun herumgehen und das gezwungene Witzanlehen einzassiren. Sie sind also — sie zählte mit vorgestrecktem Finger — Nummer 11 oder 12, und ich bin Nummer 13, die ominöse Zahl.“ — Da ich mir von dem neuen Gesellschaftsspiele nicht viel

Unterhaltung versprach, so stand ich auf und schlich bei Seite. Der brave, aber etwas phlegmatische Verwandte des Hauses, B., der wahrscheinlich nicht gehört hatte, wovon die Rede war, nahm meinen Platz ein. Nach den ersten Expositionen gewann mir die Sache aber doch Interesse ab, und ich notirte mir unbemerkt die Hauptbeziehungen, wonach ich dann später den Dialog ergänzte, wie er hier folgt.

Fräulein S. Wollen Sie die Güte haben anzufangen, Nr. 1.  
Banquier St. Wenn meine Uhr Zwölf und drei Viertel repetirt und also achtzehn Schläge gethan hat, so schlägt sie das nächste Mal nur Eins. So grenzen die Extreme aneinander.

Fräulein S. (indem sie sich freundlich gegen ihn vorbeugt, zu seinem Nachbar): Sie, Herr Baron, Nr. 2.

Lieutenant K. Ich hab' eine excellente Marsch-Uhr für 76 oder 108 Schritt auf die Minute, wie man's braucht. Wenn ich meine Burtschen exercire, dann nehme ich die Uhr zur Hand, und Sie glauben nicht, mit welcher Präcision das geht. Aber Müß' und Strenge hat's gekostet.

Fräulein S. (nach einer kleinen Pause): Nun und die Anwendung?

Lieutenant. Die Anwendung? Ich hab's ja gesagt. Ich brauche die Uhr beim Exerciren.

Fräulein S. Ach ja! (zu Banquier St. halblaut): Promptes Beispiel Ihres schönen Gleichnisses. Unmittelbar darauf diese Gedankenlosigkeit! — (Laut): Nr. 3, ich bitte!

Professor M. Ich will Ihnen eine Anekdote erzählen. — Die neue Gleichheits-Influenza hatte das Werk einer Taschenuhr angesteckt. „Warum,“ sprachen Räder, Getriebe, Schrauben, Federn, Kette, Spindel u. s. w. zu dem Uhrmacher, „warum hast Du unsere Zeiger von Gold gemacht, uns aber, die wir rastlos arbeiten müssen, damit jene gemächlich herum wandeln können, aus schlechten werthlosen Metallen? Das ist ungerecht, und wir verlangen, daß diese schimpfliche Untersecheidung aufhöre.“ — Der Uhrmacher, die Unverständigen schonend, gab ihnen Zeiger von Stahl; sie beruhigten sich, und die Uhr ging gut wie vorher. — Die Seuche war inzwischen und heftiger in einem andern Werke daneben ausgebrochen. Die Unruhe führte hier das freche Wort. „Unsere Nachbarn, die Karren,“ sagte sie, „haben sich etwas Rechtes erbettelt! Sie haben nun Vorgesetzte so gemein wie sie selber. Wir wollen Alle von Gold sein.“ — „Von Gold, von Gold,“ schrien die meuterischen Deliranten dem Uhrmacher zu, „mache uns Alle von Gold!“ — „Und,“ setzte die Unruhe hinzu, „wie wir jetzt sind, alt und ärmlich, magst Du uns zur Erinnerung an die gegenwärtige schöne Zeit und unser Mitwirken zu ihren großen Zwecken aufbewahren.“ — „Gerade umgekehrt,“ bemerkte er, „wenn ich Eure unsinnige Forderung erfüllte, so wäre es mit all Euren Wirken vorbei, und eben Du Verfäherin, würdest zu allererst Deine neue Bornehmheit mit Nichtsthun bekunden.“ — „Ich,“ rief die Unruhe, „ich, die thätigste, behendeste Regulatorin des Ganzen? Das ist nur trügerische Ausflucht eines Despoten.“ — „So sollt Ihr es erfahren,“ sprach der Uhrmacher, „aber ich ziehe dann auch meine Hand gänzlich von Euch ab. Du, Sprecherin, sollst morgen schon in Gold erneuert sein.“ — Er hob die Unruhe heraus, machte eine andere, Schwungrad, Spiralfeder und Spindel, aus purem Golde und setzte sie ein. Wie es kommen mußte, kam es. Die neue Unruhe mit ihrer weichen unelastischen Spirale vibrirte nicht, kein Rad drehte sich, Alles stand und stockte. Jetzt nahm der Uhrmacher auch die neue Unruhe wieder heraus, warf die alte in ein Kumpelsack und ließ das Werk sich todt laufen. — Erlassen Sie mir die Moral!

Fräulein S. Ein politisch Lied, ein garstig Lied! — Gut, daß jetzt eine Dame das Wort erhält. Frau von G. Sie haben Nr. 4.

Frau von G. Die Uhr ist ein Bild der Ehe. Eine stille, häusliche, zufriedene Ehe ist eine Savonnette; sie ist gegen Zufälle von außen am gesichertsten, und wenn der Deckel nicht geöffnet wird, der sieht nicht einmal den Stand der Zeiger. Eine Prunk-Ehe, eine Verbindung eingegangen nur um großes Haus zu machen, ist eine Straßburger-Münster-Uhr: die meisten Kräfte gehen für fremdartige Nebendinge darauf; wenige bleiben für die Zeiger. Eine unriedliche Ehe unter Gebildeten ist eine Pendule, die richtig schlägt, wie falsch auch die Zeiger zu einander gestellt sein mögen; unter Rohen ist sie eine Hausuhr ohne Zifferblatt: sie kündigt sich bloß durch Schlagen an. Die meisten Ehen sind Knechteller Duzend-Uhren; findet man eine durchaus gute, so ist es Zufall. Die englischen à double recouvrement, die man in Wasser legen darf, ohne daß je ein Tropfen hindrückt, sind höchst selten.

Fräulein S. Ja wohl! — Wenn's Ihnen gefällig wäre, Frau Gräfin.

Gräfin F. In Pirmasens, wo meine Eltern längere Zeit lebten, erfand ein gemeiner Soldat eine Uhr von ganz sonderbarer Einrichtung. Der Landgraf schickte sie nachher als Geschenk an den verwandten Petersburger Hof. Die Uhr hatte nur einen Stundenzeiger, der aber auch die Viertelstunden markirte. Die Zahlen waren in einer Schneckenlinie um den Mittelpunkt herumgezogen, so, daß Eins ihm zunächst und Zwölf und drei Viertel am entferntesten davon war. Der Zeiger trat aus dem Centrum hervor, verlängerte sich Viertelstundenweise, und wenn er nach Zwölf und drei Viertel seine größte Länge erreicht hatte, schnellte er plötzlich in seine Doffnung zurück, um verkleinert vor Eins wieder anzufangen. So geht es uns mit unsern Wünschen: Die Erfüllung kleinerer führt zu immer größeren, und haben wir den höchsten erreicht, dann fangen wir eher bei ganz geringen wieder an, als daß wir uns bequemen sollten, gar Nichts mehr zu wünschen.

Geheimrath von C. Sehr wahr. — Und nun ist wohl die Reihe an mir, und ich werde um lange Geduld bitten müssen, weil sich mir der Vergleich zwischen Menschen und Uhren aufdrängt. Der vielseitige, routinirte Weltmann gleicht einer Reise-Uhr; sie ist brauchbar an jedem Orte, zu jeder Zeit, in jeder Position; hängend im Wagen oder auf dem schwankenden Schiffe oder stehend auf der Consolle. Der schlechte, offene Ehrenmann ist eine Monaignulle; wie diese für Stunden und Minuten einen und denselben Weiser hat und nur zwei Getriebe, so hat er, zur Richtschnur für all sein Denken und Handeln, einzig die Erkenntniß dessen, was recht ist, und seine Rede ist: Ja und Nein. Der intrigante Diplomat ist eine Sternen-Uhr: ihr Gebrauch schließt das

Tageslicht aus, ändert sich mit jeder Aenderung der Polhöhe und fordert Beobachtung der Constellationen. Der thätige Menschenfreund ist eine Thurm-Uhr: sie muß so weit man sie sehen oder hören kann. Der ächte Priester ist eine See-Uhr: sie gibt die Längen oben am Himmel an, läßt aber dabei nicht außer Acht, was die Zeit hier unten ist. Der Tadelsüchtige ist eine West-Uhr: so lange man sie nicht gewohnt ist, weckt sie; hernach hört man sie gar nicht mehr. Der Prahler ist eine Nacht-Uhr: sie wirft süßlange Ziffern in einem ungeheuren Umkreise an die Wand; es ist aber bloßer Schein. Unterjucht man's, so steckt nur ein kleines Del-Lämpchen oder ein Endchen Kerze dahinter. Der wahrhaft große Mann, der Weise, ist eine Equations-Uhr: er läßt sich von keinem Glanze, durch kein Ansehen blenden; die Equations-Uhr weist sogar der Sonne ihre Abweichungen von der richtigen Angabe der Tageszeit nach. Das Volk ist eine Spiel-Uhr: es spielt unbedrossen, und so oft die sogenannten Volksfreunde daran ziehen, was gerade eingeseht ist, „Allons enfants de la Patrie“ oder „Partant pour la Syrie“, die sich doch zu einander verhalten, wie ein Adler zu einer Gans, und so erinnert die römische Wasser-Uhr an den politischen Philister, dem von seiner Zeitung als Uhrentnabe immer erst angefangen werden muß, wieviel es an der Zeit ist.

Herr von B., Attache bei der Oesterreich'schen Gesandtschaft. Das erinnert mich an ein Gedicht von unserm Seidl; darf ich es vielleicht, da jetzt meine Nummer kommt, statt eigenen Nachwerkes recitiren?

Fräulein S. Eigentlich wäre es gegen die Regel, aber Seidl zu Ehren stelle ich die Motion, daß es gewährt werd (Allgemeiner Beifall, so wie nach dem Vortrage des Gedichtes.)

#### Wann es Zeit ist!

In früher Morgenstunde schritt  
Ich längs dem Stadtwall hin,  
Und mancher Zeitgebauke glitt  
Mir mahnend durch den Sinn.

Da ward ein bunter Glockenchor  
Auf allen Thürmen wach:  
Die einen Uhren schlugen vor  
Die andern schlugen nach.

Und dennoch mußte Jedermann:  
„Jetzt ist zum Aufstehn Zeit!“  
Die Sonn' erwacht, der Tag bricht an  
Auf, auf und seid bereit!“

Und Abends, da es dunkel ward,  
Erging ich mich vom ne'n'n.  
Und dachte so nach meiner Art  
Mich einlam zu zerstreun.

Und wieder ward der Glockenchor  
Auf allen Thürmen wach:  
Die einen Uhren schlugen vor,  
Die andern schlugen nach.

Und dennoch mußte Jedermann:  
„Nun kommt die Nacht zur Stell',  
Und streck' ich tausend Richter an,  
Vor'm Tage werd's nicht hell!“ —

Drum zieht nicht aus der Uhren Schlag  
Auf Eure Zeit den Schluß:  
Es kommt die Nacht, es kommt der Tag,  
Wenn Beides eben muß.

Frau von G. Wirklich sehr hübsch, aber ich muß noch einmal auf die schönen Gleichnisse des Herrn Geheimrathes zurück kommen und mich beklagen, daß sie alle bloß auf Männer gehen. Was sind denn wir?

Geheimrath von C. Die Frauen, meine gnädige Frau, sind Blumen-Uhren, wie Linne eine im botanischen Garten zu Upsala angelegt hatte. In stetem Wechsel öffnen sich immer neue Blüthen voll Schönheit und Duft.

(Die Damen verneigen sich alle lächelnd und sehr geschmeichelt, und Nr. 9 wird aufgerufen.)  
Fräulein S. — Nr. 9! — O weh, Nr. 9 ist eingeschlafen. Wachen Sie auf, mein ungalanter Cousin, Nürnberger Ei! Es ist an Ihnen.

Cousin B. Wa — Was ist an mir?

Fräulein S. Etwas über Uhren zu sagen, etwas Witziges.

Cousin B. Ich? Etwas Witziges? Dispensiren Sie mich! Ich weiß ohnehin nicht, wie ich in dieser Zirkel gerathen bin. Ich passe unter witzige Leute —

Fräulein S. Wie ein Bratenwender unter Uhren.

Cousin B. Richtig! — Nehmen Sie das, als, von mir gesagt, an, und wir profitiren beide.

Fräulein S. Küß d' Hand, nehmen's nit übel! — Nr. 10! — Sie, liebe Legationsrathin!

Frau von L. Ich? — muß ich auch sagen; ich habe ja schon eine lange Rede gehalten.

Fräulein S. Wohl, aber außer der Reihenfolge, und das gilt nicht.

Frau von L. Ich weiß aber wirklich Nichts mehr und so will ich Ihnen, wenn Sie es allerseits erlauben, auch ein kleines Gedicht von dem so geist- und gemüthreichen Grafen Alexander von Württemberg sagen, das mich immer besonders angesprochen hat und hierher paßt:

Jüngst sah ich eine Uhr,  
Die Räder hat verbunden  
Des Schwarzwalds kräftiger Sohn  
In stillen Winterstunden.

Gewichte, schwer von Blei,  
Das arme Uhrwerk treiben;  
Recht diese Wucht, so muß  
Die Uhr wohl stehen bleiben.

Ob wohl mein Herz, befreit  
Von aller Wucht und Bürde,  
Recht gleich der armen Uhr  
Auch stille stehen würde? —

(Man dankt Frau von L. von allen Seiten.)

Fräulein S. Und nun kommt die Reihe an den eigentlichen Helden des Tages, der mit seiner malencontrefous Uhr die Veranlassung zu all den hübschen Sachen war, die wir gehört haben; Herr Hofrath, geben Sie uns gefällig die Früchte Ihrer langen Meditation zum Besten.

Hofrath H. Gehorjamst aufzuwarten, obgleich es eben keines Meditirens bedurfte, um zu wissen, daß wahre weibliche Liebe die goldene Uhr mit goldener Kette ist, die gemeinlich den höchsten Preis in einem Glückstopfe ausmacht. Hunderte setzen ein, und keiner gewinnt sie.

Finanzrath M. Und gewänne sie einer, so bekäme er die Kette gleich mit. Ich habe gesprochen.  
Fräulein S. Also auch im Salon rechnen Sie so



# Galerie Schöner Frauen.

Von  
F. von Hohenhausen.  
(Mit Titelbignette und Porträt von F. Graf Johann.)

## I. Julie d'Angennes, Herzogin von Montausier.

Durch eine Blumenguirlande wurde diese schöne Frau zu einer literarischen Berühmtheit erhoben. Sie war die Tochter des Hôtel Rambouillet, und die geistreichen Gäste desselben vereinigten sich, ihr einen Niederkrantz zu weben, der ihre Reize und ihre Tugenden verherrlichte. Jeder Dichter wählte eine Blume, die durch seine Verse zur Trägerin derselben gemacht wurde. Auf diese Weise entstand „Juliens Guirlande“, die in der französischen Literaturgeschichte eine der glänzendsten Epochen bezeichnet.

Die Verse wurden von einem Meister der Schönschreibekunst auf das kostbarste Pergamentpapier geschrieben, ein berühmter Maler übernahm es, die dazu gehörigen Blumen zu malen, und der Buchbinder des Cardinal Richelieu besorgte den Einband von himmelblauem Sammet mit goldenen Beschlägen und dem gekrönten Namenszuge der gefeierten Schönheit Julie d'Angennes.

Juliens Guirlande war also auch das erste Prachtexemplar eines Albums, wie es jetzt noch in so vielen Variationen auf den Büchertischen unserer Damenwelt sich vorfindet. Das berühmte Buch wurde Anfangs sehr hochgehalten und wie ein kostbares Werthstück in der Familie weiter vererbt. Aber es gerieth endlich doch in Vergessenheit, und auf einer Auction wurde es für wenige Goldstücke an den Kammerdiener des Herzogs von Bourgogne verkauft. Es ging dann von Hand zu Hand und verschwand. Doch soll es jetzt wieder zum Vorschein gekommen sein und sich in den Familienarchiven des Herzogs von Uzès befinden, eines Abkömmlings der einstigen Besitzerin.

Nicht nur die Dichter schwärmten für dieselbe, auch die Maler und Bildhauer haben sie verehrt. Es existirt in Versailles noch ein treffliches Bild von ihr, das Mignard's für Frauenähnlichkeit so schmeichlerischer Pinsel geschaffen hat, und auch in Marmor wurde ihr edler Kopf von den ersten Künstlern nachgebildet.

Julie d'Angennes war die vierte Tochter der Marquise von Rambouillet; ihre drei Schwestern, nicht minder schön und begabt, hatten der damals so glänzenden Welt entsagt und den Nonnenschleier genommen. Die Mutter liebte die heitere Julie deshalb mit besonderer Zärtlichkeit, weil sie einwilligte, die Zierde der Geisteschule vom Hôtel Rambouillet zu werden. Man verehrte die Mutter und bewunderte die schöne Tochter; beide waren mächtige Magnete, die durch ihre Anziehungskraft die edelsten und größten Geister in das Hôtel Rambouillet zogen. Die häufigen Versammlungen so bedeutender Kräfte mußten auch von bedeutender Wirksamkeit sein. Die wissenschaftlichen Resultate erregten so sehr die allgemeine Bewunderung, daß der kluge Staatslenker Cardinal Richelieu aufmerksam darauf wurde und auf die Idee kam, nach dem Vorbilde des Hôtel Rambouillet eine Akademie der Wissenschaften in Paris zu gründen, ein Institut, das noch jetzt den größten Einfluß auf Frankreichs geistige Entwicklung ausübt.

Die Damen des Hôtel Rambouillet wirkten hauptsächlich durch den Reiz ihrer Rede; ihre Art zu „plaudern“ war ein geistiges Feuerwerk, dessen Funken weithin zündeten; nicht nur die Literatur, auch sogar die Politik wurde davon berührt, die Kriege der Fronde haben in diesem Witzspiel der Salons vom Hôtel Rambouillet begonnen, und über die größten Dichter Frankreichs, Racine und Corneille, hat man in den weißblauen, silberbeschlagenen Gefellen, in den mit blauem Atlas ausgeschlagenen Boudoirs zu Gericht gesessen. Die schöne Julie war übrigens nicht nur Meisterin des Wortes, sie verstand sich auch auf die Schrift, sie schrieb ganze Seiten für die berühmten Autoren ihres Kreises und verbesserte aufs beste ihre Verse. Leider ist aber nichts Selbständiges von ihrer Hand erhalten worden.

Zu den vielen Vorzügen von Juliens Leben gehört auch der einer sehr langen Jugend; von Verehrern und Freiern umgeben, verheiratete sie sich doch erst mit vierzig Jahren und zwar mit dem Herzoge von Montausier, der viel jünger war, als sie. Er war Gouverneur vom Elsaß und wurde später Erzieher des Dauphins, des Sohnes von Ludwig dem Vierzehnten. Julie blieb stets die Gönnerin der Schönegeister, auch als das Hôtel Rambouillet geschlossen war; sie starb im drei und sechzigsten Jahre und hinterließ eine einzige Tochter, die mit dem Herzoge von Uzès vermählt war.

## Schlecht Wetter.

Zu N. Köstel's Bilde, von Johannes Trojan.

Es muß sehr schlimm, sehr böse gewesen sein, was bei Tische vorfiel. Am Vormittage, ja, noch in dem Augenblick,

als man sich zu Tisch setzte, hätte Niemand gedacht, daß so Etwas sich ereignen würde; aber alle Vorgänge dieser Art entwickeln sich mit rapider Schnelligkeit, wie Gewitter im hohen Sommer. Noch scheint die Sonne — da taucht ein Wölkchen auf, das von Jedem für unbedeutend gehalten wird. Unmittelbar darauf ist die Hälfte des Himmels kohlschwarz überzogen, und schon donnert es auch und blitzt und klatscht auf die Blätter in einer solchen Weise, daß man zu sich selber sagen muß: es kann nie wieder gutes Wetter werden.

Wie es überhaupt kam und wie es dazu kam, daß die Sache so sehr schlimm wurde, das wird wohl niemals ganz genau und richtig dargelegt werden können. Vielleicht „über die Art des Sitzens auf einem Stuhle“, vielleicht auch „über den Werth einer Speise als Nahrungsmittel für kleine Mädchen“ kam es bei Tafel zu Meinungsverschiedenheiten. Die Majorität wurde, wie es gerade in diesen Fällen so häufig geschieht, von den Erwachsenen, von den Großen gebildet. Die Minorität, als sie einjah, daß auf dem Wege der einfachen Abstimmung Nichts zu erreichen sei, ließ sich — gereizt und erbittert, wie sie war — zu lärmenden Kundgebungen verleiten. Da warf die Majorität die Maste der Rechtsparthei ab, griff zu Gewaltmaßregeln und brachte die Minorität, trotz des ehrenwerthen Widerstandes derselben, in diejenige Situation, in der unser Bild sie darstellt.

Welch eine Situation! Da ist man hineingestellt in die Ecke zwischen Wand und Buffet, von der speisenden Welt abgeschlossen durch eine weiße magische Linie, die mindestens so gut ist wie eine zehn Fuß hohe Mauer von Stein. Da bleibst du stehen — hieß es — bis Nachmittag! Bis Nachmittag — wahrscheinlich also, bis auch das Dessert weggeräumt und der Tisch wieder abgedeckt ist! Es ist schwer, sich davon eine ganz deutliche Vorstellung zu machen. Den Löffel hat man noch in der Hand; aber wird man sich seiner jemals wieder zum Essen bedienen? Es ist keine Aussicht dazu vorhanden. Die Serviette — warum trägt man sie noch um den Hals gebunden? Sie wird nur mit Thränen noch Verkehr haben.

Jetzt klappern sie mit den Tellern; es scheint so, als werde ein neuer Gang aufgetragen. Mag sein! Mögen sie essen, wenn sie es übers Herz bringen! Uns ist aller Appetit für heute — für immer vergangen. Nein, auch nicht das kleinste Krümchen wären wir jetzt im Stande hinunterzubringen.

Mühte es denn durchaus dahin kommen? Konnte nicht vorher der Weg des Compromisses beschritten werden? War es notwendig, sofort Maßregeln der Gewalt anzuwenden? O harte Welt! O über das Unrecht, das uns geschehen ist!

Sie essen weiter und stoßen mit den Gläsern an, als wäre Nichts vorgefallen. Es hat ganz den Anschein, als werde sich Niemand um uns bekümmern. Wenn nun der Kuchen kommt, und die Sache ist noch nicht wieder in Ordnung gebracht — dann ist Alles verloren.

Wie soll die Sache wieder in Ordnung gebracht werden? Ist man vielleicht auch zu weit gegangen? Hätte man nachgeben sollen, wenn auch nur in der Erwägung, daß der offenen Gewalt gegenüber Nichts zu machen ist? Vielleicht wäre es jetzt noch möglich, daß Alles wieder in das rechte Geleise käme, wenn man — — Nein doch, mit dieser Tischgesellschaft sind alle Verhandlungen abgebrochen. Man darf sich Nichts vergehen.

Aber die Zeit drängt, und etwas Entscheidendes muß jetzt geschehen. Nun denn, sei es gesagt: Ich will — — Es kam nicht über die Lippen, es wurde erstickt durch Schluchzen. Noch einmal: Ich will es — —

Sie reden zu laut am Tische, es hat Niemand darauf gehört. Wie wird das enden? — Aber jetzt ist es stille geworden, und der Kuchen scheint soeben gekommen zu sein. Nehmen wir alle Kraft zusammen! Also: Ich will es auch nie, nie wieder thun!

Horch, es erhebt sich am Tische Jemand, und es nahen sich Schritte. Jetzt noch ein Thränenkuß, dann ist Alles vorüber. Es klärt sich schon auf, und sogleich wird die Sonne wieder scheinen.\*

## Magdalena.

Ludwig Passini's herrliches Bild, das, nicht nur ein vollkommenes, sondern auch ein anziehendes Kunstwerk, zu Wien die Bewunderung der Künstler, Kritiker und Laien in gleichem Maße gerentet hat, bedarf eigentlich keines Commentars. Wenn wir dennoch das Folgende ihm auf den Weg mitgeben, sind wir im voraus überzeugt, daß die sinnliche Vorstellung in ihrer ganzen Gewalt den Sieg über die andere feiern werde, welche den ähnlichen Vorgang nur in seinem Nacheinander zu entwickeln vermag. Nicht einmal eine Ergänzung wird der Text genannt werden dürfen, freilich wäre eine bloße an Tracht und Einzelheiten des Bildes sich bindende Umschreibung noch übersflüssiger. Die Berechtigung und das einzige Verdienst der „Federstizze“ wird es vielmehr sein, durch den Vergleich die Vorzüge des Bildes in so helleres Licht zu setzen.

Brief des Landpfarrers \*\* an seinen Amtsbruder \*\*\*.

„Mein lieber Confrater! Die Verse über den Schussgeist des Menschen, welche in Deinem Gedächtniß nicht ausgewischt, nur etwas unleserlich geworden, sind diejenigen des Meiner: *Amari d'aluor endol* etc. Ich lege Dir die ganze Stelle, welche Du in Deinem Pfingstsermon gewißlich schön verwertten wirst, auf ein Zettelchen geschrieben bei. — Damit wäre Deine erste Frage erledigt. Schwieriger wird mir die Beantwortung Deiner zweiten: ob ich heut Abend zur Regelpartie nach L. hinüberkommen werde? Ein Freund der Gründe — nicht derjenigen, welche „gemein wie Brombeeren“ sind, vermag ich diesmal meine Abneigung, einer lieben Einladung unter liebe Menschen zu folgen, weder Dir noch mir zu erklären. Du weißt, wie gern ich in Deinem Gärtchen weile,

„Dort wo die hohe Ficht' und der Palmbaum  
Die Aeste sich zu wirthlichen Schatten reicht.“

auch dem Regelspiel bin ich, dem männerstärkenden, nicht abhold, noch für den zum Abendimbisß versprochenen Truthahn unempfindlich. Dennoch: laß mich heut zu Hause, ich bin

\*) Ann. der Red. „Kinderlust.“ Ein Jugendalbum mit Reimen von J. Trojan. Illustrirt von Rudolf Geißler. Mit dieser Anzeige der neuesten Gabe unseres lieben Mitarbeiters machen wir sicherlich zahlreichen Großen und Kleinen herzlichste Freude.

genau? Beiden Herren übrigens erwiedere ich: Nur ein Thor kann Etwas erwürfeln wollen, das erworben, das verdient sein will. Jedenfalls existirt doch die Uhr, sie hängt da vor Aller Augen, und zu gewinnen ist sie mit ein wenig viel Glück auch. Ich aber, Nr. 13, sage zu guter Letzt: Wahre männliche Liebe ist eine Uhr, die noch erst erfunden werden soll.

Frau von T. C'est cela, das Perpetuum mobile. (Die Herren wollten sich eben en masse gegen diese boshafte Bemerkung erheben, als zum Glück Pastor F., der schon längere Zeit ein stiller Zuhörer gewesen war, näher trat und sagte:)

Ich bedauere sehr, diese interessante Unterhaltung nicht ganz gehört zu haben; doch scheint mir, Sie haben die religiöse Seite, die wichtigste von allen, gar nicht berücksichtigt, und erlauben mir nun wohl, ein paar Worte darüber zu sagen. — Wir Sterbliche sind Uhren, deren Handhabung sich der Schöpfer allein vorbehalten hat. Wir wissen daher nicht, wann das Werk stille stehen, wann es seinen letzten Schlag thun wird. Daß solches unausbleiblich geschehen werde, ist das Einzige, was wir darüber wissen. Darum gehen wir am sichersten, wenn wir lernen uns jeden Secundenschlag als den möglich letzten zu denken. Dieser Gedanke wird uns, auch wie hier von der Freude umgeben, nicht niederschlagen, wenn wir uns das Zeugniß geben können, unserer Bestimmung nachgelebt zu haben, sondern uns nur zur Mäßigung rathen, und im Leid wird jener feste Gedanke uns heben und halten, denn „Alles geht vorüber“. Auf den Uhren unserer frommen Vorväter befand sich daher häufig die Inschrift:

So geht die Zeit  
Zur Ewigkeit.

und die Ewigkeit wird uns nicht schrecken, wenn wir nach dem Lieblingsprüche eines Kirchenfürsten unserer Tage thun:

Stell' himmelwärts, stell' himmelwärts  
Wie eine Sonnenuhr beim Herz.  
Denn wo das Herz auf Gott gestellt,  
Da geht es mit dem Schlag, da hält  
Es jede Prob' in dieser Zeit.  
Und hält sie in der Ewigkeit.  
Es geht nicht vor, es geht nicht nach,  
Es schlägt nicht stark, es schlägt nicht schwach,  
Es bleibt sich gleich, geht wohlgemuth,  
Bis zu dem letzten Stündlein gut,  
Und steht es still in seinem Lauf,  
Bleibt Gott der Herr es wieder auf.

moros, ärgerlich über mich und Andere, ich habe meinen schwarzen Tag.

Und daran ist — um mir die Sache endlich aus der Feder zu schreiben — Niemand, als die schöne Freundin unserer gnädigsten Gräfin Schulz; Du kennst sie ja, die mit dem Mariengesichtchen, mit den Taubenaugen, die während der Predigt immer so fromm und einfältig blickten. — Ich sag' es ja: latet anguis in herba!

Heute Morgen nach der Messe war's. Albe und Messgewand hängen bereits wieder im Schrank, und ich stehe in der Sacristei, strecke mich ein wenig im Sonnenschein und spren' mich auf meinen Kaffee. Kommt der Köpfbirthe Sepp noch im Chorrock wie verstört hereingetrampelt. Na, brennt's? frage ich unwirsch. Nein, antwortet er, aber die schöne Baroneß (denke Dir, der Spigbüß: die schöne Baroneß!) steht draußen. Ich ganz verblüfft zupfe an meiner Cravatte, da rauscht es auch schon, ganz sachte rauscht es über die Stiefeln, und ich habe einen lieblichen Duft in der Nase, und leidhaftig das Herzblatt unserer Gnädigen, die Baroneß vor den Augen.

Sie trug ein dunkles Seidenkleid, nur hinten aufgebauht (ohne das geht's nicht!), sonst ganz sittig bis oben hinauf und glatt nach unten — das Haar nicht thurmhoch aufgetakelt, sondern lang herabhängend, und ein Gesichtchen wieder wie Milch und Rosen ... ich muß gestehn, daß mich das unrasierte meinige recht genirt hat.

„Gelobt sei Jesus Christus, Hochwürden!“ sagt sie mit einem Knix. „In Ewigkeit Amen.“ sag ich und nehme mein Käppchen ab. Sie aber saßt mich sanft bei der Hand und nöthigt mir die Kappe wieder auf. „Ich weiß, spricht sie, daß Hochwürden zuweilen leidend sind.“ — „Um, antwort ich, nur hin und wieder ein wenig verschmupft — aber, was schenkt mir die Ehre? — bitte!“ und dabei zeige ich, weil just nicht ein Sessel in der Stube ist, dummer Weise auf den Beichtstuhl. Sie schielte danach hin, wird feuerroth und stottert: „Bitte, wenn ich vorher —“

„Ah so, denke ich und trete näher. Da neigt sie das Köpfcchen, macht die Hände auseinander und wieder zusammen, und unter den Wimpern seh' ich es glänzen und langsam über die Wangen träufeln.“

„Ja, ja, jetzt verstehe ich erst den Sinn der klassischen Stelle: Est quaedam fere voluptas.“

„Nun, nun, meine Gnädige, tröste ich, Sie sind auf dem richtigen Weg. Alma mater ecclesia hat für Alle Trost.“

„Ach, Hochwürden, sagt sie und hebt die schwimmenden Augen zu mir auf, ich will, ich will! Im Innern habe ich längst dies eitle Weltleben verwünscht — nur die Verhältnisse — mein Stand, meine Umgebung — aber nun ist Alles aus und vorbei! Keine Macht der Erde soll mich mehr zurückhalten, in mich zu gehn und fortan ein eingezogenes weltfernes Leben zu führen.“ Dann schlug sie die Wimpern wieder herunter und kispelte: „Hochwürden sollen freilich sehr, sehr strenge sein —“

„Liebes Kind, sage ich gutmüthig, wenn ich wahre Reue sehe und aufrichtige Buße —“

„Ja, ja, fällt sie mir ins Wort, ich will, ich will Buße thun!“

„Das müssen Sie auch,“ sage ich ernst und erinnere sie vor Allem an das erhabene Beispiel David's, an Kaiser Ludwig, Edgar von England und andere Große, welche sogar öffentlich Buße thaten.“

„Ach, seuzt sie, wenn ich bedenke, wie hart damals bestraft wurde —“

Das gab mir Gelegenheit, von dem Unterschied zwischen Einsicht und Fesselt, von den vier Classen der Büßer in alter Zeit ein lehrreiches Wort zu sprechen, und weil ich sie gar so zerknirscht sah, fügte ich einen Trostpruch von der unermesslichen Gnade hinzu und bat sie endlich, mir, dem Priester, ihr Herz auszuschnitten.

Im Beichtstuhl war es kühl und ernst, der Duft der feinen Welt wallte freilich auch da um mich, und der Gesang in den Bäumen draußen begleitete ihr Geflüster.

Ego absolvo te, sagte ich am Schluß, und bald darauf rauschte es sachte wieder hinaus, während ich noch im Beichtstuhl saß und in den Sonnenscheinen blickte, der schräg durch die Sacristei spielte. Und eine Stelle aus Jakob Böhme's „Morgenröthe im Aufgang“ fiel mir ein. „Fast du doch dessen auch viele Beispiele in der Welt, schreibt er, wo von den Engeln verhandelt wird, daß, wenn manche Creatur oder Mensch nur Etwas anseheth, so verdirbt es, wegen des Giftes in der Creatur. Dagegen können sowohl etliche Menschen, als auch Thiere und Creaturen mit ihrem Tone oder Worten die Bosheit an einem Dinge verändern, und in eine richtige Form bringen.“

Ich sehe dich den Kopf schütteln. Mißverstehe mich nicht! Was Sie gebedtet oder verschwiegen — das ist's nicht — du lieber Gott! Einzig das kränkt und ärgert mich daß, daß ich selbst an die Wirksamkeit meiner Ermahnungen nicht recht

glaube. Mit den Jahren wächst das Mißtrauen, ach und: (weiß der Himmel, warum mir heute immer die alten Heiden in den Kopf kommen!)

nec pietas moram  
Rugis et instanti senectae  
Afferet!

Tugend entfernt nicht die Runzeln, nicht den Ueberfall des Alters.

Zu guter Letzt: Falls Ihr heute Abend Euer Streichquatuor ansetzt — oder ist die zweite Geige immer noch nicht gesund? — komm' ich vielleicht doch hinüber. Jedenfalls erweist mir die brüderliche Liebe und macht es nicht wie der hoffnungsvolle Sprößling jenes berühmten Feinschmeckers: Ght mir von den vier Putern nicht alle les-sots-les-laissent auf!

Salve!

A.

Der Mann mit dem blaffen Antlitz hob das Haupt und wandte sich um.

„Guten Abend, liebe Frau Geermann,“ sagte er freundlich, „es ist doch Nichts bei Ihnen vorgefallen, daß Sie in dieser ungewohnten Stunde kommen?“

„Nein, danke der Nachfrage, Herr Professor,“ entgegnete die Frau, verlegen ihre weißen Haubenbänder glättend, „wir sind Alle munter; aber ..... aber ..... ach Gott, verzeihen Sie, Herr Professor ..... aber wir haben morgen Neujahr .....“

„Ja wohl, liebe Frau Geermann,“ erwiderte der Professor lächelnd, „das weiß ich! — Nun .....?“

„Ach Gott, Herr Professor, ich möcht' Sie bitten ..... morgen ..... morgen früh muß ich dem Wirth den Hauszins bringen — er hat's expreß im Contract ausgemacht, und ..... und da wollt' ich den Herrn Professor bitten ..... wenn's möglich wär', um meine Auslagen fürs verwichene Vierteljahr ..... Lieschens Einsegnung hat so viel gekostet, daß ich das Geld für den Hauszins anreißeln muß' und darum hab' ich diesmal nicht vollzählig ..... der Herr Professor sind doch nicht unwirsch?“

Nein, unwirsch war er nicht, aber es zog ein bitteres Gefühl durch seine Seele, und eine tiefe Röthe über sein sonst so bleiches Gesicht.

„Beste Frau Geermann, vergeben Sie — ich hatte es wirklich ganz vergessen!“ sagte er mit noch leiserer Stimme, als gewöhnlich, „wie viel beträgt meine Schuld?“

„Hier, Herr Professor,“ entgegnete sie zögernd, „Lieschen hat es aufgeschwieben: Miethe, Heizung und Frühstück für drei Monate — es sind zwanzig Gulden. — Es ist grad was mir am Hauszins fehlt, Herr Professor,“ setzte sie wie in leiser Entschuldigung hinzu.

Der Professor wandte sich schweigend nach seinem Schreibsecretär zurück, öffnete eins der kleinen Fächer über der Klappe und suchte seinen Inhalt zusammen.

„Hier, gute Frau,“ sagte er, „ist Alles, was ich augenblicklich habe — wir wollen sehen, wie viel es ist!“

Unbehilflich reihte er die Münzen aneinander und forderte seine Wirthin auf, mit ihm zu zählen.

„Zehn Gulden sieben und zwanzig Kreuzer, Herr Professor!“ sagte die Frau bekommen.

„Da fehlen also beinahe noch zehn Gulden,“ nickte der Professor mit einem leisen Seufzer, „was machen wir da?“

Er stützte den Arm auf die Platte des Secretärs und senkte die Stirn in die Hand ..... plötzlich richtete er das Haupt wieder auf, und seine Augen hafteten an einem anderen kleinen Fach vor ihm; er streckte die Hand nach dem Knopf daran aus, ließ sie aber zögernd wieder sinken ..... dann aber, als gälte es einen schnellen Entschluß, zog er das Fach mit einer ihm sonst nicht eigenen Hast auf und nahm ein kleines verblaßtes Sammetetui heraus.

Frau Geermann trat neugierig näher. Der Professor drückte an dem kleinen Metallknopf, der Deckel sprang auf, und auf vergilbtem Atlas lag ein Ring, dessen prachtvoller Rubin selbst im Schein der trüben Lampe zauberhaft flimmerte und strahlte.

„Herr du meine Güte, wie das blüht!“ rief die Frau unwillkürlich.

Der Professor nahm stumm den Ring aus dem Etui, öffnete eine kleine Kapsel unter dem Edelstein — und ein winziges, blondes Lödchen fiel in seine Hand. Sie zitterte leicht, als sie dies stumme Zeichen eines todtten Glückes wieder in dem leeren Etui barg.

„Hier, gute Frau,“ sagte er dann, seine Stimme mit Anstrengung beherrschend, „tragen Sie diesen Ring zu einem Juwelier — ziehen Sie von dem Erlös Ihre Schuldforderung ab und von dem Rest bestreiten Sie die Ausgaben der nächsten Zeit!“

„Aber, Herr Professor,“ entgegnete die Wirthin zögernd, „der Ring ist so kostbar und ..... er scheint dem Herrn Professor so werth zu sein .....“

„Nicht so werth wie meine Verpflichtungen gegen meine gute, treue, langjährige Wirthin,“ versetzte er mit einem Versuch zu lächeln, „thun Sie nur, wie ich Ihnen sagte.“ Er reichte der Frau den Ring und wandte sich dann wieder seinen Arbeiten zu.

„Und ein Lödchen war drin — ein kleines blondes Lödchen — und er schloß es wieder in das Etui ein?“ fragte Lieschen, Frau Geermann's älteste Tochter, indem sie mit großen, erkaunten Augen auf den Ring des Professors schaute, den die Mutter in der Hand hielt und wohlgefällig im Licht des Dellämpchens spielen ließ.

„Ja, Kind,“ entgegnete die Mutter mit gedämpfter Stimme, damit die beiden Kleinen, die am Ofen die Blasen des gährenden Kuchenteigs zählten, sie nicht hören sollten, „er that das Lödchen wieder in das Etui, und ich sah ganz deutlich,



Schlecht Wetter.

Zeichnung von A. Röstel.

## Der letzte Traum.

Sylvester-Phantasie von Villamaria.

Es war Sylvesterabend.

Ein rauher Nordwind fuhr durch die Straßen eines Städtchens hart am Ufer des Rheins und blies seinen kalten Athem durch jedes nicht ganz dicht schließende Fenster; am eifigsten aber hauchte er in ein kleines Siebelstübchen, in welchem der eiserne Ofen nicht den rothglühenden Gürtel zeigte, der in dieser Jahreszeit auch in dem ärmsten Stübchen dort ihm nicht leicht zu fehlen pflegt.

Möglichst dicht in einen alten, farblosen Schlafrock gewickelt, saß hier ein blasser Mann an der niedergelassenen Klappe eines altmodischen, birkenen Schreibsecretärs; in der frosttarrten Hand hielt er einen Bleistift, und das Lampenlicht, das sein vorgebeugtes Haupt streifte, enthüllte zugleich jene trostlose Schrift, mit der Kummer und Leid ein edles Menschenantlitz zu zeichnen pflegen.

Es pochte leise, und auf sein „Herein!“ trat eine Frau aus den niederen Ständen, aber mit sanftem, freundlichem Gesichtsausdruck über die Schwelle.

„Guten Abend, Herr Professor!“



LUDW. PASSINI VEN. III. 77

∞ MAGDALENA. ∞

Nach dem Gemälde gezeichnet von Ludwig Passini.

Nach einer Photographie aus dem Verlage der photographischen Gesellschaft in Berlin.

wie seine schmale, bleiche Hand zitterte, und seine Stimme häßlich es auch gethan, wenn er's nicht mit aller Gewalt verschluckt hätte."

"Der arme Herr Professor," sagte Lieschen gerührt, "weist Du, Mutter, es ist gewiß eine Erinnerung an seine Braut, die ihm gestorben ist .... Mutter, gelt, Du verkaufst den Ring nicht?"

"Nicht, Du thörich Ding," sagte die Mutter halb ärgerlich, "wovon sollen wir denn morgen den Hauszins bezahlen?"

Lieschens blaue Augen leuchteten plötzlich auf — dann sprach sie, ohne ein Wort zu sprechen, an die kleine Lade, die ihre wenigen Sonntagskleider barg, schlug den Deckel zurück und kehrte in der nächsten Minute mit einer großen, blechernen Sparbüchse an den Tisch zurück.

"Da, Mutter, da, nimm meinen kleinen Schatz und laß dem Professor seinen Ring! — Ich hab' nie gezählt, wie viel darin ist, aber es muß ganz mächtig viel sein; denn alle Rathengrößen hat der selbige Vater hineingethan und die Kreuzer vom Jahrmarkt, und wenn ich ein gutes Schulzeugniß bekam, und jedes Jahr den Gulden vom Christkind! — Weißt noch, Mutter, wie Du mir 'mal sagtest, es solle für meine Luststeuer sein! — Aber, Mutter, der Freier ist noch gar nicht da und 'nen Armen nehm' ich nicht — er muß ganz ausbündig reich sein, mit Haus und Pferd und Wagen, daß Du, Mutter, es gut haben kannst auf Deine alten Tage — da braucht's denn die Paar Kreuzer auch nicht! — Komm', laß uns zählen!"

Sie hatte unterdeß ein winziges Schlüsslein, das an einem schwarzen Bande um ihren Hals hing, aus dem Nieder gezogen, schloß damit das rostige Schlüsslein auf und schüttete den Inhalt auf den Tisch.

Bei dem hellen Klang der Münzen verließen die Kleinen ihren Beobachtungsposten an dem gährenden Teig und kamen mit lautem Jubelruf an den Tisch gesprungen.

"Still, Kinder!" sagte die Schwester, "zusehen dürft Ihr, aber schwächt nicht dazwischen, daß wir uns nicht verzählen!"

Und die Kleinen drängten sich dicht an die Schwester und schauten lautlos auf die feinen Fingerchen, die so schnell und geschickt die Silbermünzen von dem Kupfer schieben und zierlich aufzählten, als hätten sie ihr Lebtage nichts anders gethan.

"Zehn, fünfzehn, zwanzig, fünf und zwanzig — o, Mutter, sieben und zwanzig Gulden und zwölf Kreuzer, und außerdem noch den gehackelten Dukaten mit dem Vammle!" jubelte Lieschen, "gelt, Mutter, nun behält der Professor seinen Ring? Hiervon kannst Du die Miete bezahlen, und für den Rest kaufen wir Kohlen. Eßig kalt ist's drin gewesen, sagst Du, da spring' ich gleich zum Nachbar und hole einen Korb voll, und Jacobchen geht mit und hilft sie tragen. — Und, Mutter, wenn Du nachher die Schmalz Kuchen bäckst, dann trag' ich ihm welche davon hinein und den Ring dazu und mach's ihm schön warm im Stübchen, dem guten Herrn — gelt, ich darf, Mutter?"

"Ja, Du darfst!" sagte die Mutter, liebevoll die glühende Wange des Mädchens streichelnd.

Im Stübchen des Professors glühte bald darauf der kleine Eisenofen, den Lieschen's sorgliche Hand reichlich mit den frischbeschafften Kohlen gefüllt; die Kälte wich allmählig, ein warmer Hauch zog durch den kleinen Raum, und langsam thauten das Eis vor den Fensterseiben und fiel klatschend Tropfen um Tropfen auf das schmale Fensterbrett.

Auf der Platte des alten Schreibsecretärs, dicht neben Platon's "Staat", lag das verblaßte Sammettuch; der Professor hatte beide Arme aufgelegt und die bleiche, schmerzgefurchte Stirn in die brennenden Handflächen gelegt. Seine Augen starrten unverwandt darunter hervor auf das goldne Vöckchen vor ihm, dessen winziger Kreis einst alles Glück seines Herzens beischlossen hatte — der Ring mit dem funkelnden Rubin lag daneben.

Lieschen hatte ihn dorthin gelegt, ohne ein Wort zu sprechen, vielleicht ohne daß der traumverunkelte Mann es nur bemerkt hatte, und dann — nachdem sie mit stinker Hand die Dienste geleistet, zu denen ihr warmes, junges Herz sie aufgefordert — war sie leisen Schrittes wieder gegangen.

Der Professor hatte es nicht gewahrt; sein Auge hing noch immer unverwandt an dem biegsamen, lebendigen Ring und es war, als schaue er durch ihn hindurch in nebelhafte Formen, in eine Zeit, wo statt der Gramessurche, auf seiner Stirn der Strahl unsterblicher Begeisterung geweilt.

Auch er hatte in dem Gespräch gelesen, dessen edle Rosse ihn in jähem Schwunge zum Himmel emporgerissen; er hatte das Haupt über den Rand des Fahrzeugs emporgehoben, und sein Auge hatte das Göttliche in seinem Lichtglanz erschaut, und das hehre Bild in keuscher Seele bergend, hatte er es der Jugend, die ihm anvertraut, getreu zu überliefern sich bemüht.

Aber "anders als in seinem Haupte malt' in andern sich die Welt", und diese "Andern" hielten die Zügel in straffen Händen. "Nach uns die Sündfluth", lautete der Wahlspruch Metternich's und der damaligen Cabinetts, "aber so lange wir leben, bleibe jede Woge fern!" und so fiel mitten in die begeisterte Thätigkeit hinein das Verdicht, das ihn den Hochgefeierten in die Verbannung trieb als einen "Verführer der deutschen Jugend".

So kehrte er zurück in die alte Heimath, fest überzeugt, daß die Saat des ewig Wahren, Guten und Schönen, die er gestreut, einst dennoch grünen werde zu Deutschlands Ruh und Frommen.....

So hatte auch sie gemeint, als sie das Haupt, dem das goldne Vöckchen entnommen, in heißem Schmerz an seine Schultern gelehnt.

"Willst Du mein bleiben — willst Du treulich harren des lichten Tages, dessen Morgendämmerung schon purpurn durch unsre Träume zuckt!" hatte er gefragt, und sie hatte das schöne Antlitz emporgehoben und sprachlos unter Thränen ihm zugewinkt.

"Gib mir als Pfand eine Locke!" bat er dann.

"Nein, o nein, Geliebter," weigerte sie in zärtlicher Angst, "keine Locke — sagt man doch: Haare trennen!"

Und er war gegangen ohne Locke, aber neben allem Schmerz — unsterbliche Liebe und Hoffnung. —

Die Morgendämmerung erlosch wieder, und dunkler ward die Nacht, aber er träumte und hoffte fröhlich weiter, Jahr um Jahr — da brachte die Post eines Tages das Sammettuch und darin den Ring mit dem blutfunkelnden Rubin, bei dessen Schein sie sich ihm einst verlobt. Der Ring war in einen

Streifen Papier gewickelt und darauf stand von unsicherer Hand geschrieben: "Lebe wohl und vergiß mich!" in der Kapself aber, unter dem Edelstein, lag ein winziges, blondes Vöckchen — "Haare trennen!"

Nicht nur das purpurne Morgenlicht, auch die Sterne der Nacht schienen ihm jetzt erloschen, dennoch träumte und hoffte der bleiche Mann weiter, denn sein Herz barg einen unerlöschlichen Vorrath an Vertrauen und Lebenskraft.

Er war alt geworden bei diesem Traumleben, aber sein Herz war jung geblieben — wie hätte es wohl sonst noch so heftig pochen können, als er vor wenig Monden am Rheinufer stand, an der Fährbrücke, über welche die Reisenden vom Dampfschiff ans Ufer kamen.

Eine hohe, schöne Frau mit goldnem Haar war damals an ihm vorüber geschritten, am Arme eines ordengeschmückten Mannes, und ihr Auge hatte mit heißem, seltsamem Ausdruck an den zackigen Giebeln des kleinen, unbedeutenden Städtchens gehangen. Der Saum ihres Kleides hatte fast den bleichen Mann am Brückengeländer gestreift, aber sie hatte ihn nicht gesehen — zitternd hatte ihre feine Hand mit ihrer Uhrkette gespielt, an der ein Ring mit blutfunkelndem Rubin hing, ganz gleich dem auf dem Schreibtisch des Professors — das war der letzte Gruß seiner Jugend gewesen!....

Er dachte jetzt daran und an alle Hoffnungen, die sich nicht erfüllt — es waren ihrer viele, viele, die in dieser Nachtstunde an seiner Seele vorüberzogen.

Das Feuer im Ofen war längst wieder erloschen, die Lampe glimmte nur noch.....

"Ernst!" — es beulte leise durch sein Herz — "Ernst, Ernst, kennst Du Maria's Stimme nicht mehr?"

O, er kannte sie nur allzuwohl; langsam hob er das Haupt und wandte sich um — da stand sie hinter seinem Stuhl, so jung, so schön, so zärtlich, wie er sie einst gekannt.

Sie legte die Hand auf seine Stirn, wie sie es früher that, und es war, als schwänden Gram- und Schmerzessurden unter ihrem sammtigen Druck; verunkelte Bilder lösten sich von dem Grunde seiner Seele, und der Strahl der einstigen Begeisterung flammte wieder auf seiner Stirn.

"So!" sagte Maria, seine Rechte fassend, "nun bist Du wieder jung, denn ich sehe wieder die Träume der alten Tage aus Deinen Augen leuchten! — Komm nun und schaue ihre Erfüllung — den Lohn Deiner Arbeit und Deines geduldigen Harrens!"

Er stand auf und schritt neben ihr zum Fenster. Die Eisblumen daran waren vergangen, durch die hellen Scheiben funkelte das Mondlicht und spielte in bläulichen Streifen auf dem Boden des Stübchens.

Maria legte die weiße Hand an die Fensterlägel, und sie thaten sich leise auf.

Kein Nordwind segte mehr durch die Straßen und wirbelte die Schneeflocken vor sich her — nein, ein warmer Hauch traf des Professors Stirn, und die weißen Flocken, die vor ihm niederrieselten, waren Kastanienblüthen, die der Nordwind spielend von den grünen Bäumen vor dem Giebelfenster löste. Vom tiefblauen Nachthimmel herab glitten die Mondstrahlen und hingen schwankend über dem Rheinstrom gleich einer Brücke aus Silberfäden.

"Komm nun!" sagte Maria und sie sah in sein Antlitz mit dem Lächeln der alten Zeit.

Sie setzte ihren Fuß auf das niedere Fensterbrett und der bleiche Mann an ihrer Seite folgte ihr glaubensvoll; nun saßte sie seine Hand fester und schritt hinaus in die Nacht.

Für Geister und Träumende fallen die Geseze irdischer Schwere — sie schritten Beide durch die Luft, als wandelten sie auf ebenem Boden, und die Wipfel der blühenden Kastanien streiften ihre Stirn.

Unter ihnen ragten Giebel und Thurmspitzen, unter ihnen rauschte der Strom; jetzt setzten sie den Fuß auf die Strahlenbrücke und glitten darüber hin, während die Rheinwellen unter ihnen leise murmelnd dahinzogen. Nun senkte sich der schimmernde Pfad abwärts, und sie standen am andern Ufer.

Geister gleiten schnell wie Wolkenhatten, und Träumende gleich ihnen — so hatten Maria und ihr einstiger Geliebte in wenig Augenblicken den Raum durchmessert, der sie noch trennte von dem niedern Waldgebirge, und nun rauschten seine hohen Wipfel schon über ihnen; aber sie waren nicht allein in der Waldnacht.... von allen Seiten zogen sie heran, aus allen deutschen Gauen kamen sie herbei, Männer und Jünglinge, Greise und Kinder, in erstem Gespräch und in fröhlichem Scherz — so schritten sie an dem Paare vorüber einer nicht mehr fernen Höhe zu.

"Ist das auch unser Ziel?" fragte der Professor.

Maria nickte. Auf freier Höhe stand ein schlanker Bau, aber die himmelanstrebenden Formen noch verdeckt von leichter Hülle und den breiten Sockel umdrängt von einer unzähligen Menge.

Ernst und Maria traten näher. Ein Mann in der Vollkraft der Jahre stieg die Stufen des Postaments hinan und wandte dann das Antlitz nach Osten, wo das Morgenlicht golden und purpurn am Himmel flammte.

Der Professor schaute sinnend in das geistvolle Antlitz des Redners. Er erkannte ihn: es war einst sein Lieblings-schüler gewesen, dessen hohe Begabung ihm die frohesten Hoffnungen geweckt, und sie hatten ihn nicht getrogen.

"Die Nacht ist vergangen," begann er nun mit voller, weithintönender Stimme, "über unserm großen, deutschen Vaterlande strahlt jetzt der goldne Tag! Versunken ist, was uns einst trennte und Ein Volk sind wir geworden in Eintracht und Verständniß und in gemeinsamem Streben nach den höchsten Zielen — das war der Traum unsrer Jugend und er hat sich herrlich erfüllt! Es lebe Deutschland, seine Fürsten und sein großes, einiges Volk!"

Die Hülle rauschte und fiel, und von hoher, granitner Säule blickte eine hehre Germania herab und breitete die Arme nach Ost und West, als segne sie den herrlichen, deutschen Strom und die heiligen Gauen ihres Landes.

Da flog der erste Sonnenstrahl über den Wald und umwob mit seinem Gold die königliche Gestalt, daß sie weithin erglänzte.

Und die Männer der deutschen Gauen schauten begeistert zu dem hehren Bilde auf und schwuren still, in reinem Herzen zu hüten die heiligsten Güter ihres Volkes: "Seinen Glauben und sein Recht!"....

Da zuckte ein Strahl so überwältigender Freude durch das Herz des Professors — daß er erwachte....

Er richtete das Haupt aus den stützenden Händen empor — die Lampe war längst erloschen, aber das Mondlicht hell durch die eisernen Scheiben.

Er trat zum Fenster. — Marie war nicht mehr an seiner Seite, aber ihm war, als fühlte er noch den Druck ihrer Hand und schaute neben sich noch das Antlitz mit dem alten, süßen Lächeln.

Er öffnete das Fenster. Der Nordwind traf seine Stirn daß er erschauerte, aber er achtete es nicht; sein Auge hing sehend an dem Silberpfad, den die Mondesstrahlen so immer über den leise ziehenden Strom spannten, und über welchen er im Traum an der Seite der Geliebten gewandert war, und dann schaute er hinüber zu dem Waldgebirge jenseits, über dem der Duft der Winternacht hing.

"Dort will ich ruhn und träumen," sagte er leise, "do an der Stelle, wo ich die Erfüllung meines Lebenstraums geseh't schaut! — Ich glaube daran, so fest wie an ein Wiedersehen mit Dir, Maria! — Ist's nicht die letzte Nacht des Jahres in der der Vorhang, mit dem die Zukunft verhüllt ist, für kurze Zeit durchsichtig wird, und ein Lichtstrahl in unser blöde Auge fällt? — Ich glaube an die Erfüllung dieses Traumes den ich rein und treu in der Seele getragen ein ganzes langes, einsames Leben hindurch — es war der erste Traum meines Herzens und ist sein letzter geblieben!"

Als die Kastanien wieder blühten, bewegte sich ein kleiner stiller Zug den grünen Pfad unter den Waldbäumen hin der zu der freien Höhe des Waldgebirges führte.

Es war die Leiche des Professors, die hier, laut seiner letzten Bestimmung, ruhen sollte.

Lieschen hatte ihn in den letzten Wochen seines Lebens gepflegt, unermüdet und liebevoll wie eine Tochter und hat in seine sterbende Hand geloben müssen, ihn dort zu bestatten wo er im Traume der Sylvesternacht an der Seite der Geliebten gestanden.

Nun war er eingesenkt.

Die Männer waren gegangen, Frau Geermann hatte das letzte Gebet gesprochen, und Lieschen den Kranz auf das Grab gelegt, das nach dem ausdrücklichen Wunsch des Verstorbenen kein Denkmal zieren sollte; dann schritten Mutter und Tochter still neben einander die Höhe hinab, hinein in das dämmernde Waldesgrün, und der Todte blieb allein, wie er es auch in dem Leben gewesen war.

Jahre sind dahingeraucht. Der einst so gefeierte Name ist längst verklungen und vergessen, aber die Saat, die sein Träger mit gläubiger Hand ausgestreut, ist herrlich aufgegangen — "Ein Volk, ein großes, einiges Vaterland." Und wenn der Tag kommen wird, da "zum Zeugniß dessen", das hehre Bild der Germania von jener Waldeshöhe herniederblicken und die Arme segnend breiten wird über Land und Strom, dann wird es in dem vergessenen Grabe rauschen — wie es rauscht in den Hügelgräbern des Nordens, wenn dem Lande die Nacht — und ein seliger Geist wird mit verklärtem Lächeln niederschauen auf die Erfüllung seines "letzten Traums".\*)

\*) Anm. d. Verf. Der Traum bezieht sich auf die beabsichtigte Errichtung eines Denkmals auf einer Höhe des Niederwalds, gegenüber dem Bingen, zur Erinnerung an die nationale Einigung Deutschlands.

### Gedichte.

Von George Baron Dyherrn.

#### Waldpoesie.

Im Wald über's rausende Rad der Bach  
Stäubt sprühende Wasserfunken;  
Er hat durchs rankende Blätterdach  
Der Sonne Gold getrunken.  
Hell schmetternd und zwischern die Vögel all,  
Die Gräser zitternd lauschen.  
Durch die Wipfel wie ferner Glockenschall  
Geht leisegeheimes Rauschen.

Ein Schmetterling wie ein Märchen fliegt  
Hinein in der Sonne Gluthen;  
Der Himmel im Abendglanze liegt  
Wie purpurne Wasserfluthen.  
Und ich seh' dich sitzen auf moosigem Stein  
Von all' dem Zauber umwebet:  
Mir ist, als ob ein Glorienchein  
Dein blondes Haupt umschwebet.

So möcht' ich dich malen im Abendlicht  
Mit keuscher Phantasie,  
In deinem lieblichen Gesicht  
Die stille Melancholie.  
Die Menschen sollten's ahnen nicht  
Und wenn dann fragten sie —  
Mein Herz voll Luft die Antwort spricht:  
Sie heißt: "Waldpoesie!" —

#### Ich lieb' dich.

Ich lieb' dich um die Stunden  
Voll hoher Seligkeit,  
Die ich bei dir gefunden  
In langentschwund'ner Zeit.

Doch, ob wir Alles hatten,  
Was froh die Brust besetzt:  
Ich glaub', es war der Schatten,  
Der unserm Licht gefehlt.

Das Glück kann Menschen scheiden,  
Weh bindet fester nur:  
Ich lieb' dich um die Leiden,  
Die ich für dich erfuhr.



einjahr-Moden-bericht.

Von Veronika von G.

Ich bitte ums Wort... Meine Damen, es handelt sich um einen Scheidenden, also reden wir gut von ihm!

tigkeit, seinen finanziellen Erfolgen oder Niederlagen — darüber haben wir schon zu seinen Lebzeiten soviel gebrützelte Vorreden hören müssen...

Die Samstoffe, deren der letzte Modebericht erwähnte, werden viel auf Sammetröden getragen, mit anderen Stoffen zusammengefasst, sind jene weit weniger wirkungsvoll...

Zur Soirée und Dinner-toilette wird man Costüme von Seidensammet mit Taffet garnirt tragen, das heißt die Volants und die Rüschen werden mit einem Taffetfutter in hellerem Farbenton...

Man trägt noch immer Dolmans, Pelserinen mit Capuchon, besonders aber die englischen Westen ohne jegliche Garnitur mit Ausnahme der Metallknöpfe...

Auf den Ballen wird man Roben von Tüll und Tarlatan, besonders aber von Seidengaze tragen. Man wird sie mit schwarzem Sammet, mit vergoldeten Schnallen, durch die Schleißen gelegt, garniren...

Allerliebste Sorties-de-bal sind die von Algérienne, welche man nach dem Schnitt eines Burnus herstellt. Es ist die hübscheste und bequemste Tracht für eine Frau...

Man trägt Hüte mit breitem Diadem, sie sind von runder Form und sehr kleidlich. Die Garnitur besteht aus grünen Blättern, Guirlanden von Rosenknochen...

Zur Theater-toilette wählt man kleine Fagenbarette aus blauem, sehr hellem Foulard, oder schwarz und weiß gestreift...

Man trägt auch kleine Filzhüte von der Farbe des Kleides, aus schwarzem Sammet mit in Falten gelegtem weißem oder farbigem Foulard garnirt...

In dem Maße, als die Frisur den Nacken freier läßt, strebt sie darnach, die Stirn zu bedecken; so macht man auch kleine Wellenscheitel, welche auf die Stirn herabsteigen...

In meinem nächsten Bericht über Balltoiletten, die neuen Marquisenfächer u. d. d. Hülle und Fülle! Ich widerspreche nur noch dem jetzt oft gehörten Gerücht, daß Gerson's ihr Geschäft aufzugeben beabsichtigten...

Lied ohne Worte.

Karl Löhrt.

Mäßig bewegt.

dot.

Etwas bewegter.

cresc.

dim.

Im ersten Tempo.

morendo.

dim.

pp

